

## Chancen und Risiken regionaler Geschichtsforschung

Unter „regionaler Geschichtsforschung“ verstehe ich historische Forschung *in der* Region sowie: Forschung *zur* Region. In einer Einrichtung wie dem „Zentrum für Regionalgeschichte“ (ZfR) des Main-Kinzig-Kreises – münden die zwei Bedeutungen in ein Konzept: Regionalgeschichte als Korrespondenz von Raum und Epochalität. Vielleicht, um aus den – immer noch gefühlten – drei Landkreisen kulturell eine Region zu machen. Was Heimat- und Geschichtsvereine tun und woran das Zentrum für Regionalgeschichte (mit seiner – traditionell lokal bestückten – Bibliothek und auch eigenen Publikationen mit zunehmend regionalem Blick) seinen Anteil hat ist die Organisation eines überörtlichen Diskurses. Herausragend in meiner Erinnerung: das interdisziplinäre, grenzüberschreitende bayerisch-hessische Spessart-Projekt vor 15 Jahren.

Es ist sinnvoll, diesen synthetisierten Verwaltungsbezirk MKK als Region und als mehr zu verfassen denn als administrative Einheit zur Organisation der Daseinsvorsorge.

Ich verstehe forschen, Wissen austauschen, vergleichen und diskutieren als kulturellen Prozeß. Region *ist* nicht – sie *wird*. Und so verstanden sollte Region mehr werden als eine Kategorie der Raumordnung.

### **Kann eine verordnete Region Heimat werden?**

Gehen wir in Gedanken nach Chicago, lange Zeit Welthauptstadt der Migration. Dort hat man vor hundert Jahren erstmals eine wissenschaftliche Enquête bei Einwanderern aus Polen durchgeführt, denen im Gespräch mit den Forschern erst aufging, dass sie Polen waren, nachdem sie nicht mehr in Polen waren.<sup>1</sup> Außerhalb ihrer angestammten Heimat wurde ihnen das

---

<sup>1</sup> William Isaac Thomas und Florian Znanieci: *The Polish Peasant In Europe and America*, 2 Bde., Boston [1918–1920]; s. Rolf Lindners hervorragende Untersuchung: *Die Entdeckung*

deutlich, was man kollektive Identität nennt. Kennzeichnend war, was man mitbrachte an Sprache, Geschichte, Traditionen, Denkweisen, Gefühlswerten, Alltagspraxis. Was man ohne Nachdenken in und an sich hatte: seine Kultur. Eine eigene Kultur. Sie wird erkennbar im Vergleich mit der Kultur von anderen.

Es muss nicht der ganz harte Schnitt einer Migration sein, um dahinter zu kommen, wer man selbst ist, sondern das Gewährwerden eines anderen Kontexts überhaupt:

Vielleicht wurde nach 1974 manchem – zwischen den Orten Dörnigheim, es liegt vor den Toren Frankfurts, und Elm, wo man bald in Fulda ist – bewusst, wer und was man war, als es auch den eigenen Landkreis nicht mehr gab – aufgegangen in einem größeren territorialen Kontext. Vielleicht gerade dann. Eine Gebietsreform hatte sie wegrationalisiert, die alten Landkreise Hanau, Gelnhausen und Schlüchtern, die seit den frühen 1820er Jahren existiert hatten. Das sicherte ein Gefühl der Zugehörigkeit im Verlauf von sechs Generationen.

Ein lohnendes Thema historischer Regionalforschung wäre sicher die Neuzentrierung des Main–Kinzig–Kreises vor nunmehr fünf Jahren in Gelnhausen, dem „geborenen Mittelpunkt“ des Raums. Welche alltagsweltliche Relevanz hat es, wenn in einem Interview gesagt wird, dass hier – in Gelnhausen – „die Seele“ der Region schlägt? Und welche historische Tiefe klingt in einem anderen an, das endlich sei die „Rehabilitierung der Provinz“?<sup>2</sup>

Seit den 1970er Jahren sind in der Bundesrepublik nicht wenige Heimatvereine und Geschichtsinitiativen neu entstanden; auch als Reaktion auf die Gebietsreformen. Als hochemotionaler Widerstand brachen mancherorts Karnevalsvereine und Fastnachtsumzüge auf, wo es das zuvor nie gab. Alles nur lustig?

Spaß hat seinen ernsten Kern. Beispielsweise historisch gepflegte Verletzungen der identitätsstiftenden Gruppe. Auch so etwas hat seine *Longue durée*, ob es nun als Gedenkstein gemeißelt<sup>3</sup> oder in Familien vererbt

---

der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt 1990, S. 179 ff. Die Neuauflage Frankfurt 2007 hat ein aktuelles Nachwort.

<sup>2</sup> Heinz Schilling: Feldtagebuch 1995.

<sup>3</sup> Renate Holzapfel: Rückzug und Vernetzung. Erneuerter Eigensinn 25 Jahre nach der Gebietsreform? In: Heinz Schilling und Beatrice Ploch (Hg.): Region. Heimaten der

wird, als Gedächtnis generationenweise weitergegeben.<sup>4</sup> Aber ist das heute wirklich noch so?

Ich bin kein Historiker, gehe jedoch – als Kulturanthropologe und Ethnologe – mit zunehmendem Gewinn auch der Frage nach, wie Menschen mit Geschichte leben.

Warum *benötigt* der Mensch Geschichte und wozu *benutzt* er sie? Eine Antwort lautet seit Cicero: *Historia magistrae vitae est.*<sup>5</sup> Ich lese den Satz allerdings von der Notwendigkeit des Menschen aus, sich als mobiler biologischer Organismus im Raum sowie als reflektionsfähiges Wesen in der Zeit zu orientieren. Wenn man sagt, der Mensch ist ein geschichtliches Wesen, dann gehört dazu sein Vermögen, aus der Gegenwart zurück ins Gestern und nach vorn ins Morgen sich denken zu können. Reinhart Koselleck, der Historiker, hat eindrucksvoll beschrieben, dass und wie der Erfahrungsraum in den Erwartungshorizont verlängert wird.<sup>6</sup> Womit nicht gesagt ist, dass Menschen aus Geschichte lernen *müssen*.

Erfahrung – die eigene wie auch die aus Quellen erschlossene, die mitgeteilte und überkommene – galt in traditionellen Kulturen als kognitive Instanz schlechthin. Erfahrung des Einzelnen war eingebettet in den Erfahrungsschatz der anderen, und dieser Wissensvorrat wiederum war im Einzelnen aufgehoben.<sup>7</sup> Was bedeuten konnte, sich darüber keine Gedanken machen zu dürfen oder zu müssen, was die Alten mitteilten. Gemeinsam geteilter Sinn und lokale Erinnerung waren die Basis lokaler Identität; begründeten das örtliche Wir als Narrativ. Sagen und Mythen gaben Antwort: Wo kommen wir her, wie wurden wir, was wir sind?

Heute scheint das alles recht fragil, selbst die Bewohner einer Insel, lange Zeit Paradebeispiel für geschlossene intakte Gemeinschaften, buchstabieren

---

individualisierten Gesellschaft. Frankfurt 1995, S. 441–468; s. insbes. Das Foto auf S. 446, „Gedenkstein erinnert in Linsengericht an ‚freiwilligen‘ Zusammenschluß“.

<sup>4</sup> Maurice Halbwachs: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Berlin u.a 1966; ders.: *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart 1967 u.ö.

<sup>5</sup> Cicero: *De Oratore* II,9.

<sup>6</sup> Reinhart Koselleck: *Historia Magistra Vitae*. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt 1989, S. 38–66.

<sup>7</sup> „Aufheben“ hat mehrere Bedeutungen. Man kann hier sowohl den Wortsinn „(etwas) bewahren“ als auch „(etwas) außer Kraft setzen, (eine Gültigkeit) annullieren“ nahezu gegenläufig assoziieren.

das lokale Wir längst individuell, jeder auf seine Weise, wie es der Sozialanthropologe A.P. Cohen in seiner Ethnografie über die Shetlandinsel Whalsay beschrieb.<sup>8</sup>

Die Vorstellung von einer Einheitlichkeit des Ortes scheint „so was von gestern“.<sup>9</sup> So wie die Lebenswelten und Lebenshintergünde selbst differieren, so wie statt der lokalen Wir-Gemeinschaft ko-existierende oder als global reklamierte Gemeinschaften das Bild prägen, so zerbröseln die Verbindlichkeit von Geschichte. Aber sind wir denn nicht umgeben von Jubiläen, Gedenkfeiern, Event-Inszenierungen, Ritterspielen, History Channels, von Medienformaten, die Licht ins Dunkel bringen, Geheimnisse lüften, Mythen aufdecken, Rätsel „endlich“ lösen? Umringt von einer Verguidoknoppisierung von Geschichte.

Andererseits: Nichts mehr ist eindeutig. Interpretationsvielfalt seit der Aufklärung. Von der Ablösung eines kategorischen „So war es“ durch Rankes deutungsoffenes „Wie es eigentlich gewesen“<sup>10</sup> über die Auflösung eines historischen Kanons gemäß Foucault, Zeugen der Geschichte – etwa historische Bauwerke – allenfalls als ein Repertoire von Bedeutungsdispositiven – und Machtsymbolen – zu sehen.<sup>11</sup> Bis zur Faszination der Verbindlichkeit des Unverbindlichen, wie es Marc Augé als Ethnologe heute in der Métro wahrnimmt.<sup>12</sup> All dies rückt uns offenbar davon weg, Geschichte als Baumaterial für eine territoriale Identität in der Raumgröße von „Region“ zu sehen. Zumal wir fragen: Welche Region, wessen Region?

Region als identitätsstiftende Dimension wird in aktuellen Debatten kaum in Frage gestellt. Vor allem von denen nicht, die den Nutzen einer Region kalkulieren und damit etwas vorhaben. Cuius definitio eius regio.<sup>13</sup> So hat ein

---

<sup>8</sup> Anthony P. Cohen: Whalsay. Symbol, segment and boundary in a Shetland island community. Manchester 1987.

<sup>9</sup> Daß etwas „so was von gestern“ sei ist eine von jüngeren Zeitgenossen gebrauchte Redewendung, geeignet offenbar, um die eigene Jetztzeitigkeit von allem Vergangenen – „gestern“ als Synonym – zu distanzieren.

<sup>10</sup> Franz Leopold von Ranke: Sämtliche Werke, Bd. 33/34, Leipzig 1885, S. 7.

<sup>11</sup> Michel Foucault: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin 1978 u.ö.

<sup>12</sup> Marc Augé: Ein Ethnologe in der Metro. Frankfurt 1988.

<sup>13</sup> Heinz Schilling: Region zwischen Konstruktion, Interpretation und Manipulation oder: Cuius definitio, eius regio als mediales Konzept. In: Ronald Lutz (Hg.): Die Region der Kultur. Münster i.W. 1998, S. 49–62.

Busunternehmer in Züntersbach etwas anderes mit „Region“ im Sinn<sup>14</sup> als ein FAZ-Redakteur in Frankfurt<sup>15</sup> oder ein General in Washington. Cuius definitio eius regio.

Ich selbst bin skeptisch gegenüber geplanten Regionen als Objekte politischen oder ökonomischen Designs und als verordnete Identitätsstifter. Deshalb habe ich mit einer Forschungsgruppe in zwei Landkreisen Hessens nach der Relevanz überörtlicher Raumkonstruktionen für den Menschen gefragt und Region auf der Ebene von Alltagspraxis untersucht.<sup>16</sup> Ein Ergebnis war, dass in der individualisierten Gesellschaft Orte zunehmend an Identifikationspotential und Bindungskraft verlieren. „Die“ Region indes – als denkbare räumliche Nachfolgegröße – vermag diesen Verlust nicht auszugleichen. Stattdessen füllen voneinander verschiedene, persönliche Lebensräume – individuelle Heimaten – den überlokalen Raum.

Die konstruierte „Region“ reduziert sich auf Symbolfolien, die für die Alltagspraxis so gut wie irrelevant sind. Wohl eher über die privaten Raumbezüge der vielen Einzelnen kann ein Gemeinschaftsaspekt von Region, nämlich Zugehörigkeitsgefühl, Zusammenhalt und Unterscheidbarkeit entstehen. Statt *einer* regionalen Identität entwickelt sich eine *Vielfalt* regionaler Identitäten.

Auf die Bitte an eine Interviewpartnerin in Salmünster um eine Landkarte ihrer Gegend aus dem Kopf, zeichnet sie etwas, was wie ein Tannenzweig aussieht; fehlt nur noch das Kerzchen. Meinen fragenden Blick quittiert sie mit: „Gell, da gucken Sie, was das ist? Das ist die Kreisliga vom Frauenfußball. Das da ist das Kinzigtal, und links und rechts dann die Orte, wo wir zu den Spielen samstags hinfahren.“

Was Region im Kopf bremsen sind die Distanzen auf den Landkarten: Ein Zitat aus Niederdorfelden: „Ich bin voll im Sog von Frankfurt, wir grenzen hier ja

---

<sup>14</sup> Heinz Schilling und Peter Klös: Wo kommen wir da hin? Straßen an Hessens Grenze. Ein Radiofeature. In: dies.: Peripherie. Lokale Identitäten und räumliche Orientierungen an der Grenze. Frankfurt 2000, S. 315–334.

<sup>15</sup> Heinz Schilling: Region im Kopf. Das Rhein-Main-Gebiet als Heimat für F.A.Z.-Leser. In Dieter Harmening u.a. (Hg.): Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag. Würzburg 1990, S. 597–617.

<sup>16</sup> Das Forschungsprojekt zum Thema Region wurde zwischen 1992 und 1995 im Main-Kinzig-Kreis und im Vogelsbergkreis durchgeführt. Die Ergebnisse sind umfangreich dokumentiert in Heinz Schilling und Beatrice Ploch (Hg.): Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. Frankfurt 1995.

direkt an. Dreh ich mich um zum Main-Kinzig-Kreis, reicht mein Blick höchstens bis zur Ronneburg. Was kommt dann noch? Schlüchtern oder so was da hinten...“

Das illustriert, was Region im Alltag sein kann: Region ist Erfahrungslandschaft. Erfahrung über den Ort hinaus ist uns vertraut: Hier wohnen, da arbeiten, da einkaufen, da Freizeit verbringen. Es ist das Raummuster der mobilen Leistungs- und Konsumgesellschaft.

In dieser Matrix hat Geschichte keinen Platz. Ich schlage deshalb ein anderes Vorstellungsbild vor, das vom Menschen und seinen Bedürfnissen ausgeht, die ein ihm je gegebener Raum hinsichtlich Schutz und Sicherheit, Impuls und Anerkennung, Identität und Identifikation gewähren soll.

Menschen erwarten – bisher – von einem Ort oder einer Gegend,

1. dass dieser Raum Existenzsicherung und Schutz gewährt (ein Dach über dem Kopf, Arbeit, Bildung, Ausbildung, Mobilität ...);
2. dass man als Bürger bei politischen Entscheidungen mitwirken oder sie kontrollieren kann;
3. dass man Kontakt mit anderen haben kann (Leben ist auch Zusammenleben) und
4. dass man die Sprache, Zeichen, Symbole und Bedeutungen eines Raums lesen kann und selbst verstanden wird.

Und zu den Symbolen und Bedeutungen gehört das Wissen über Vergangenes: Geschichte, Traditionen, Mentalitäten.

Es geht um menschliche Bedürfnisse in ihrer existentiellen, politischen, sozialen und historisch-ästhetischen Dimension. Und die These lautet: Je mehr Befriedigungsmöglichkeiten Menschen für sich in einem Raum erkennen, umso mehr identifizieren sie sich mit ihm und nehmen ihn emotional als etwas eigenes, als *Heimat* an.<sup>17</sup> Man könnte sagen: Heimat ist dann auch eine emotionale Dimension von Region.

---

<sup>17</sup> Dies ist eine zentrale These des kulturökologischen Raumorientierungsmodells von Ina Maria Greverus, das richtungweisend wurde für eine anthropologische Mensch-Raum-Diskussion in Deutschland. s. Ina-Maria Greverus, *Kultur und Alltagswelt*, München 1978, S. 275 f.; dies.: *Region zwischen Planung und Protest*. In: Ina-Maria Greverus und Erika Haindl (Hg.): *Ökologie – Provinz – Regionalismus*. Frankfurt 1984; dies.: *Menschen und Räume. Vom interpretativen Umgang mit einem kulturökologischen Raumorientierungsmodell*. In: Ina-Maria Greverus, Johannes Moser u.a. (Hg.): *Kulturtexte*. Frankfurt 1994, S. 87–111; dies.:

Und genau da knüpft meine Vorstellung von Regionalgeschichte an. Ein Ergebnis jenes Forschungsprojekts mit rund 200 oft mehrstündigen Interviews war die Dreiteilung der Gesamtheit aller Befragten gemäß ihrer Raumbezogenheiten. Für rund ein Drittel war der eigene Ort das Einundalles im Leben. Ebenso viele nannten einen überörtlichen Bezugsrahmen als vorrangig, in dem sie unterwegs sind – einen regionalen Lebensraum. Und der Rest hatte sich in die eigenen vier Wände zurückgezogen. Distanz zur Nahwelt, über 100 Satellitenkanäle mit dem Universum verbunden. Und zum Nachbarn kein Wort. Wir haben die alltagspraktischen und –emotionalen Bezogenheiten zum Raum drei Typen zugeordnet: Lokalpatrioten, regional Mobile und Eremiten.

Ganz verschieden wachsen örtliche Gesellschaften über sich hinaus, es entsteht so etwas wie eine regionale Gesellschaft mit Verkehrskreisen in überschaubaren Reichweiten. Sportvereine etwa sind streng genommen keine reinen Ortsvereine mehr, wenn ein Viertel der Nutzer aus der Umgebung kommt.

Diese Tendenzen deuten an: Nicht eine Ortsgeschichte wird relevant, sondern Ortsgeschichten, die die Ähnlichkeiten der Unterschiede von Orten sichtbar machen können. Deshalb kann man in einer vergleichenden Ortsgeschichtsforschung eine Chance sehen für eine neue Bedeutsamkeit von Geschichte in der Region. Die alten Treff- und Ortsmittelpunkte je von Hailer, Bad Orb, Bieber, Flörsbach, Biebergemünd und Niedergründau zum Thema im aktuellen Gelnhäuser Heimatjahrbuch zu machen ist ein exzellentes Beispiel.<sup>18</sup>

## **Mediale Achtung und Mißachtung von Region**

Die Regionalzeitung bedient, wenn sie ihre Seiten Ort für Ort einteilt, alte Lesemuster. Man sucht vor allem den eigenen Wohnort, selten Berichte über Nachbargemeinden. Einzig die FAZ organisiert in unserer Gegend konsequent einen regionalen Blick. Ziehen wir den Fokus auf den massenmedialen Umgang mit regionaler Geschichte etwas weiter. Ich stelle das gute Beispiel einer seriösen Handhabung regionalhistorischer Thematik voran. Der

---

Die Anderen und Ich. Vom Sich Erkennen, Erkennt- und Anerkanntwerden.  
Kulturanthropologische Texte. Darmstadt 1995.

<sup>18</sup> Jürgen Ackermann, Gerhard Blumenröder u.a. (Red.) / Kreisausschuss des Main-Kinzig-Kreises (Hg.): Gelnhäuser Heimatjahrbuch 2010 [Zwischen Vogelsberg und Spessart].

Bayerische Rundfunk widmet ihr einen erkennbaren Teil seines sog. Dritten Fernsehprogramms, indem er – ganz ohne Sensationszwang – entweder Ergebnisse lokal- und regionalgeschichtlicher Forschung aufgreift oder indem Filmemacher – darunter oftmals „Poeten mit der Kamera“ – historische Sachverhalte recherchieren und die Chance haben, sich Zeit zu lassen und akkurat zu arbeiten. Es entstehen Produktionen wie etwa die einstündigen „Lebenslinien“ oder Dokumentationen à la „Die letzten ihres Standes“, denen man die Anerkennung als zeithistorische Quelle oftmals heute schon voraussagen kann. Die BR-Sendungen haben etwas souverän Unaufgeregtes; die Wertigkeit der Thematik muß nicht legitimiert, Region als Korrespondenz von Landschaft, Mensch und Geschichte nicht begründet werden in einem Staatsgebilde, das sich auf 800 Jahre Existenz beruft und wo jüngere regionale Arrondierungen ihren historischen Eigensinn behalten dürfen. Der Sender, universell „Die Welt aus Bayern“ darstellend, strahlt außer Programm auch Selbstbewusstsein aus – inklusive Klamauk und Soap. Den Gesamteindruck aber bestimmen hochklassiger Journalismus und ein ohne Penetranz reprisenfähiges Repertoire. Das Raumkonzept ist klar, bei aller Dominanz des Oberbayerischen haben die anderen historischen Regionen ihre mediale Präsenz.

Derlei identifikationsfähige Regionen hat Hessen nicht; die drei Landesteile – Nord-, Mittel-, Südhessen – sind administrative Gebilde, allenfalls das nicht-offizielle Rhein-Main-Gebiet hat einen Sitz in den Herzen. Während der HR seine Aufmerksamkeit einteilt in Frankfurt und Nicht Frankfurt, bekommt er nicht Einzelregionen – etwa den Goldenen Grund, das Hinterland oder den Bergwinkel – in den Blick, sondern gleich das ganze Bundesland. Strukturell von Bezeichnungen wie Hessenfernsehen, Hessenquiz oder Hessenreporter ausgehend scheint der Programmauftrag die Synthetisierung eines Hessenbildes zu sein, ein Bild *von* Hessen und *der* Hessen, was historisch wie ethnisch einer überzeugenden Einheitlichkeit ermangelt. Ersetzt wird dies durch – nichts überprüfbare – Superlative wie die unglaublichsten, die größten, die beliebtesten, schönsten, verblüffendsten, erstaunlichsten ... Fahrzeuge der Hessen, Jobs der Hessen, Sportler, Landgasthäuser, Sportmomente, Gebäude der Hessen. Im Wechsel mit Hessens schönsten Burgen, schönsten Gärten, schönsten Wäldern, den größten Hessen der Hessen und der Serie „Untergegangenes Hessen“, letztere vielleicht eine Art Hessenvariante des Kinofilms „Der Untergang“ und historisch so falsch, was den Titel betrifft.

Quotensteigerungsstrategisch gilt der HR als Vorreiter für die gesamte ARD: Zuschauer der „Dritten“ sind älter, mögen „keinen Information-Overload“, fühlen sich „durch zu hohe Komplexität“ abgeschreckt und bevorzugen „Infotainment und unterhaltsame Formen“. Deshalb sollen künftig abends vor 8 „nur wenige, telegene Experten anstelle von Fachidioten“ eingesetzt werden. So die Programmdesigner wörtlich in Richtung auf ein spezielles „Regionalboulevard-Format“. <sup>19</sup>

Was das für die Regionalgeschichte bedeutet? <sup>20</sup>

Histörchen statt Historie. Geschichte, wie sie der BR derzeit noch versteht, ist im HR bereits durch Geschichten und Kurzweil ersetzt, der Forscher durch den animierenden Reporter. Ein Land als Panoptikum. Was Geschichte nie wirklich hervorgebracht hat – ein Hessenbewusstsein – gesellt es sich als nettes, heiteres Medienformat zu den anderen Unverbindlichkeiten des Fernsehens einer Spaßgesellschaft? Von „Bildungsauftrag“ ist im Rundfunkstaatsvertrag der öffentlichrechtlichen Sender – ich staune nur noch – nicht mehr die Rede. Und den Begriff „Geschichte“ findet man im ganzen Sendungsauftrag von ARD und ZDF – ein einziges Mal unter 23.000 Worten. <sup>21</sup>

### **Lokalgeschichte ist regional!**

Das große Kapital regionaler Geschichtsforschung ist die Lokalgeschichte, und Regionalhistoriker werden im Grunde stets auch lokal forschen. Den Unterschied kann man im Genre der Thematik, in der räumlichen Dimensionierung des Blickfelds sowie in der Perspektive sehen: Nicht mehr

---

<sup>19</sup> Markus Brauck: Hessens schönste Quoten. In: Der Spiegel 04/2010, S. 136–138.

<sup>20</sup> Die Frage klingt in dieser Stelle rhetorisch und richtet sich im Grunde genommen an den vor Ort Forschenden. Wer fühlt sich als Heimatforscher nicht nur wahrgenommen vom „großen“ Medium, sondern auch anerkannt, wenn „das Fernsehen“ aus der Metropole anrückt mit Kameramann, Tonmann, Reporter und Assistentin? Und muss dann erleben, was aus seinen tagelangen Vorbereitungen und seinen wohlüberlegten Gedanken geworden ist, wenn der Film (oder Schnipsel davon) dann ausgestrahlt wird. Fernsehen – wenn es vorwiegend auf Action orientiert ist – ist auf Bilderzeugung von (mitgebrachten) Information aus, nicht auf die Information selbst. Zudem scheint es seit einiger Zeit mehr und mehr Journalisten des Typus „Begierig auf alles Neue, Interesse an nichts“ zu geben. Ein Gegenentwurf, denke ich, zum beharrlichen, vorsichtig-bedachtsamen Heimatforscher, der sich nicht in Konkurrenz mit Kollegen befindet. Ein Thema, das wohl einer ernsthaften Mediennalyse wert wäre.

<sup>21</sup> Textgrundlage: [http://www.telemedicus.info/uploads/Dokumente/RStV\\_13-RAeStV\\_hervorgehoben\\_Lesefassung.pdf](http://www.telemedicus.info/uploads/Dokumente/RStV_13-RAeStV_hervorgehoben_Lesefassung.pdf) [23.04.2010].

was am Ort früher alles war, sondern eher: Ob es ein bestimmtes Phänomen an dem betreffenden Ort gab und Wirkung entfaltet ist das regionalhistorische Modell.

Hilfreich scheint da die Formel vom Ort als Objekt und als Paradigma der Forschung. Ort als Objekt – das zielt auf einen konkret bestimmten Ort und die Zusammenschau seiner Vergangenheit, nicht zuletzt auf eine integrale Publikation der Gattung Ortsgeschichte. Ort als Paradigma meint hingegen, dass sich an einem gegebenen Ort die Vergangenheit einer ganzen Gesellschaft, einer Herrschaft, eines Staatsgebildes; die Tradition von Sachgütern; die Entwicklungslinien von Ideen und Mentalitäten; und auch Kontinuitäten und Brüche beispielhaft auffinden lassen: dass also auch ein kleiner Ort die große Geschichte und ihre Strukturen widerspiegelt.<sup>22</sup>

In der Praxis tendiert dies zur regional organisierten Recherche. Ein nahes Beispiel sind die Untersuchungen von Martina Raskop, Edgar Thielemann, Peter Heckert und Monica Kingreen zum Thema Zwangsarbeit während des Nationalsozialismus im Bereich des heutigen Main–Kinzig–Kreises.<sup>23</sup> Hier haben wir Daten zu menschlichen Einzelschicksalen, Informationen über lokale Akteure – meist Nutznießer – an bestimmten Orten, die über die Gemeinsamkeit bestimmter Merkmale eine Region bilden, wie auch über die dezentrale Durchschlagskraft einer staatsideologischen Zentralstruktur. Die Studien widersprechen dem einstigen Generalisierungsmuster der NS–Aufarbeitung, das „Dritte Reich“ sei bloß eine Angelegenheit des fernen Berlin gewesen. Sowohl auf Forscher– wie auf Leserseite sehe ich hier einen Zugewinn an Wissen über die regionale Geschichte.

Der regionale Blick ist entweder für Einzelstudien von Anfang an perspektivisch angelegt oder er ist – publizistisch – das Ergebnis einer redaktionellen Gruppierung von Texten, die sich einem Themenkreis widmen,

---

<sup>22</sup> Zur Objekt–Paradigma–Formel: Conrad M. Arensberg: Die Gemeinde als Objekt und als Paradigma. In: René König und Heinz Maus (Hg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Stuttgart 1962 [u.ö.], S. 498–521.

<sup>23</sup> Zentrum für Regionalgeschichte. Mitteilungsblatt 28. Jg./2003. Sonderheft: Zwangsarbeit während des Nationalsozialismus im Bereich des heutigen Main–Kinzig–Kreises. Darin: Martina Raskop: Zwangsarbeit im Main–Kinzig–Kreis (S. 1–50); Edgar Thielemann: Industrie, Gewerbe, Handwerk und bürgerliche Haushalte – viele nutzten die Arbeitskraft der „Fremdarbeiter“ in Hanau (S. 51–60); Peter Heckert: Zwangsarbeiter/innen und Kriegsgefangene in Maintal (S. 61–75); Monica Kingreen: Der Einsatz von Zwangsarbeitern während der NS–Zeit in den Ortsteilen von Nidderau – ein erster Einblick (S. 76–93).

etwa im Mitteilungsblatt des ZfR und – ausführlicher – in seinen Sonderheften.

Die an der regionalen Geschichtsforschung – also örtlich in der Region und überörtlich am Thema Region – Beteiligten sind entweder hauptberuflich Archivare und Stadthistoriker oder – traditionellerweise – Bürger, die in Geschichts- und/oder Heimatvereinen sich engagieren – ehrenamtliche Arbeit leisten, was in einer immer heterogener werdenden Bevölkerung nicht so bekannt und zuweilen auch nicht wertgeschätzt ist. Ich denke, was so genannte „Hobby-Historiker“ tun (ich mag dieses Wort nicht) ist nicht nur den Staub von Akten blasen oder sich durch Urkunden wühlen, wie es die Heimatzeitung flott formuliert, sondern es ist eine Form der Auseinandersetzung mit der örtlichen und damit oft auch eigenen Vergangenheit. Und nicht selten ist es auch ein Versuch der Klärung der eigenen Identität: Wer bin ich, indem ich hier dazugehöre?

In jüngster Zeit hat sich dieses Motiv verstetigt und es haben sich neue, spontanere Formen des Forschens entwickelt; oft sind es Neubürger, die herausbekommen wollen, wo sie gelandet sind, unzufrieden mit angetroffenen Festschriften oder Ortschroniken des Typs „So möchten wir gern gewesen sein“. Ich selbst habe vor 30 Jahren, gerade aus der Ferne in Kilianstädten zugezogen, an einer so genannten Spurensicherung mitgewirkt, das war eine Fotosammelaktion mit dem Ziel einer Ausstellung plus Katalog. Von 15 Mitmachern waren 12 – wie zufällig – ebenfalls neu am Ort. Mein persönlicher Gewinn war nicht so sehr ein Einblick in die dörfliche Vergangenheit als der Einblick in die Mentalität der Alteingesessenen bei meinem Versuch, Fotos aus den Schuhkartons loszueisen.

Landauf landab Geschichtswerkstätten, Schulprojekte zum Thema NS-Zeit vor Ort, zur Industrialisierung, Arbeiterbewegung, Eisenbahn- oder Postgeschichte der Region, Geschichtsinitiativen nach der Idee „Grabe wo du stehst“. Übergeordnet ist das Bestreben, Erinnerung zu sichern. Neben amtlichen Dokumenten sind längst auch Zeitungen und Zeitzeugen als Quelle akzeptiert.

Was beim Zeitzeugeninterview ein Problem darstellt, nämlich die Frage der historischen Stichhaltigkeit von persönlich Erlebtem, scheint beim Erzählcafé dann nicht gravierend, wenn dabei Erinnerungen quasi als Diskussionsmasse auf den Tisch kommen; man vergleicht sofort private Erfahrungen miteinander und sucht den gemeinsamen Nenner: Was ist das Typische,

Kennzeichnende, mit anderen Verbindende? Wer das beispielsweise beim Wächtersbacher Frauen-Erzählcafé einmal miterlebte, musste nicht den Eindruck haben, dass Inhalte geglättet werden, um ein kollektives Gedächtnis aus einem Guss zu konstruieren. Die Individualität der Zeitzeugenschaft bleibt erhalten, die Unterschiede des kollektives Gedächtnisses sind dessen gültige Facetten, und aus dem „Wie es eigentlich gewesen ist“ wird ein „Wie es *auch* gewesen sein kann“.

Unbedingt zu erwähnen ist die programmatische Regionalforschung des „Archivs Frauenleben im Main-Kinzig-Kreis“, das nicht nur sammelt – Lebensberichte, Portraits von und über Frauen aus der Region, Tagebücher, Zeitungsausschnitte zu Frauenthemen, Tondokumente und Fotografien –, sondern mit aktuellen Recherchen auch neu schöpft und mit Ausstellungen und Büchern regionales Gedächtnis verfasst. Quasi in Selbstbeauftragung. Bei der ersten öffentlichen Lesung aus „Blauer Dunst und flinke Finger“ konnte ich unlängst in Hanau ein wissbegieriges Publikum in einem vollen Saal erleben – weit entfernt vom Boulevard Geschichte.

Für das Buch über Tabak und Zigarrenarbeiterinnen an Main und Kinzig haben sieben Autorinnen sechs Jahre lang recherchiert, geschrieben, diskutiert und – Substanz geschaffen: Jutta Degen-Peters, Barbara Hofmann, Renate Holzapfel, Barbara Kruse, Andrea Sandow, Rotraud Schäfer sowie Ilse Werder, die beeindruckend aktive wie längst hochgeehrte Begründerin des Frauenarchivs.<sup>24</sup>

Das Schlimmste, was Heimat passieren kann, ist der Imperativ „Du hast deine Heimat zu lieben!“. Das sind die verordneten Gefühle, die in der Vergangenheit oft genug politisch missbraucht wurden.

Das Beste, was Heimat passieren kann ist, sich über sie zu ärgern. Das greift einen Gedanken des Schweizer Schriftstellers Peter Bichsel auf, man kann es als Angebot und Notwendigkeit einer demokratischen Gesellschaft sehen, wenn man Heimat nicht nur als Erfahrungsraum sieht, sondern auch als Region des Aushandelns von Werten: Wie solidarisch, beispielsweise, soll oder kann eine Region sein? Was regionale Geschichtsforschung tut, mag als Beitrag zur kulturellen Verfassung eines Raums gesehen werden, der das darstellt, was für mich einen aktiven Heimatbegriff ausmacht. Keine nette

---

<sup>24</sup> Blauer Dunst und flinke Finger: Der Tabak und die Zigarrenarbeiterinnen an Main und Kinzig. Hanau 2010.

Heimat mit Goldrand, sondern eine Heimat der Auseinandersetzung. Regionalgeschichte, könnte man sagen, stellt Wissen bereit. Vom Wissen zum Bewusstsein. Zum Selbstbewusstsein wäre ein nächster Schritt; mit einem historisch fundierten Selbstbewusstsein könnte man mehr sagen als: der Main-Kinzig-Kreis ist eine Gegend mit MKK am Auto.

### **Regionalgeschichtliches Wissen im Wettbewerb mit der Globalisierung**

Wir hatten gesagt: Je mehr Befriedigungsmöglichkeiten ihrer existentiellen, politischen, sozialen und historisch-ästhetischen Bedürfnisse Menschen in einem gegebenen Raum sehen, umso mehr nehmen sie ihn als *Heimat* an. Das, was man Globalisierung nennt, bringt das allerdings massiv durcheinander.

Die Frage danach, was Heimat ist, wird in ihrer radikalsten Form heute von der Globalisierung gestellt. Gebeten darum, Globalisierung zu definieren, sage ich gern: Globalisierung ist, wenn sie in der Heimat ankommt.

Was meint das? Hier einige Antworten mit Blick auf unsere gesamte Gesellschaft:

1. Die Existenzbedingungen werden zunehmend unsicherer; alles kann überall produziert werden, wenn eine Fabrik in Bochum schließt sagen die Manager aus Finnland, die Leute könnten ja aus dem Ruhrgebiet nun nach Rumänien ziehen, dort Nokias zusammenbauen;
2. die politischen Entscheidungen über den Raum werden mehr und mehr zentral gesteuert, die Autonomie der Kommunen geht gegen null, Politikverdrossenheit geht tendenziell über in Politikerverachtung;
3. das Zusammenleben der Menschen wird singulärer und virtueller. Die bisherigen Kriterien für Gemeinschaft – Zugehörigkeit, tatsächliches Zusammensein, Ähnlichkeit der Bedeutungen – werden brüchiger, zugleich passieren universelle Inszenierungen von Gemeinschaftlichkeit – Stichwort: Facebook, Myface, Myspace – oder ichbezogen (iPod, iTunes) frei von Bindung. Frei von Verantwortlichkeit und tatsächlicher Zuständigkeit des Handelnden sind auch temporäre Gemeinschaften etwa beim Public Viewing und Trauern nach Katastrophen;

4. die Welt wird kulturell standardisiert durch Powerpoint, Formatierung der Medien, Boulevardisierung des Journalismus, Trivialisierung des Lokalen; Erlebnis wird durch Ereignis ersetzt.

Aus meiner Sicht am gravierendsten ist allerdings eine Bedeutungsverschiebung zwischen Raum und Zeit. Gewinnerin ist die Zeit, Zeit nicht aber als historische Dauer, sondern als ökonomisches Tempo. Auf der anderen Seite steht der Wertverlust des Orts.

Gerade untersuche ich mit einer Forschergruppe Auswirkungen des Endes alter Industrien, Fabriken, Traditionsunternehmen, deren 150 Jahre alte Geschichte Teil der Lokal- und Regionalgeschichte ist. Die Untersuchungsregion ist nun keine, die wirtschaftlich verödet, wo Menschen aus schrumpfenden Städten abwandern. Im Gegenteil, wir forschen an der Bergstraße und somit in einer höchst vitalen Gegend, wo sich innovative Wirtschaftszweige neu ansiedeln. Für die neuen Unternehmer aber sind die Orte nur noch Standorte, ausgewählt nach Autobahnen und Airportnähe. Selten Orte, wo man sich persönlich erdet.<sup>25</sup>

Es gibt auch in der Wissenschaft eine „Vernachlässigung und Entwertung von Orten und territorialen Vergesellschaftungsformen“. Dies kritisiert der Darmstädter Soziologe Helmuth Berking und sagt, dass die Macht des Lokalen nicht an Bedeutung verliert, sondern beträchtliche Auswirkungen auf das Globale hat.<sup>26</sup>

Ich würde sagen: haben *kann*. Und warum? Weil Heimat ihren Eigensinn bewahren und der heranbrandenden Globalisierung etwas entgegensetzen kann – beispielsweise eine eigene Geschichte.

Und was der amerikanische Soziologe und Kulturphilosoph Richard Sennett schreibt soll abschließend an Globalisierung als ein primär ökonomisches Phänomen erinnern:

„Eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus“, so Sennett, „ist die Stärkung des Ortes, die Sehnsucht der Menschen nach der Verwurzelung in einer Gemeinde. All die emotionalen Bedingungen modernen Arbeitens beleben und verstärken diese Sehnsucht: die

---

<sup>25</sup> Projekt: Regionales Heimatbild und Globalisierung. Start: 2009. Untersuchungsgebiet: Südhessen. Erste Forschungsergebnisse sind für 2011 geplant.

<sup>26</sup> Helmuth Berking: Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs, in: ders. (Hg.): Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen. Frankfurt und New York 2006, S. 7–22.

Ungewissheiten der Flexibilität; das Fehlen von Vertrauen und Verpflichtung; die Oberflächlichkeit des Teamworks; und vor allem die allgegenwärtige Drohung, ins Nichts zu fallen, nichts *aus sich machen zu können*, das Scheitern daran, durch Arbeit eine Identität zu erlangen. All diese Bedingungen treiben die Menschen dazu, woanders nach Bindung und Tiefe zu suchen.“<sup>27</sup>

Dieses „Woanders“ für ein gemeinschaftliches Wir sehe ich derzeit auch in der Region, der aus der Planungswelt heraus politisch propagierten, gesetzlich definierten Raumdimension der technischen Modernisierung. Diese Art Region ist als emotionale Größe – als Gefühl, dem man angehören möchte – in den Menschen nie angekommen. Und dennoch könnte „Region“ so etwas sein wie ein Puffer zwischen Heimat und Globalisierung.

Regionale Geschichte sehe ich als Substanz, mit der sich – gerade weil sie selbst erarbeitet wurde – Forscher in einer Region identifizieren. Mit regionaler Geschichte als Vorrat an Wissen und Bedeutung können regionale Bürger der globalisierenden Gleichmacherei so etwas wie Eigensinn entgegensetzen. Und das ist wohl eine große Chance regionaler Geschichtsforschung.

Vortrag auf der Tagung der Heimat- und Geschichtsvereine  
im Main Kinzig-Kreis 2010

---

<sup>27</sup> Richard Sennett: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin 1998 [u.ö.], S. 189 f.